

Heinz Duchhardt

Blinde Historiker

Erfahrung und Bewältigung
von Augenleiden im
frühen 20. Jahrhundert

Kohlhammer

Kohlhammer

Heinz Duchhardt

Blinde Historiker

Erfahrung und Bewältigung von
Augenleiden im frühen 20. Jahrhundert

Verlag W. Kohlhammer

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Warenbezeichnungen, Handelsnamen und sonstigen Kennzeichen in diesem Buch berechtigt nicht zu der Annahme, dass diese von jedermann frei benutzt werden dürfen. Vielmehr kann es sich auch dann um eingetragene Warenzeichen oder sonstige geschützte Kennzeichen handeln, wenn sie nicht eigens als solche gekennzeichnet sind.

Es konnten nicht alle Rechtsinhaber von Abbildungen ermittelt werden. Sollte dem Verlag gegenüber der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar nachträglich gezahlt.

1. Auflage 2021

Alle Rechte vorbehalten

© W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Print:

ISBN 978-3-17-040092-4

E-Book-Format:

pdf: ISBN 978-3-17-040093-1

Für den Inhalt abgedruckter oder verlinkter Websites ist ausschließlich der jeweilige Betreiber verantwortlich. Die W. Kohlhammer GmbH hat keinen Einfluss auf die verknüpften Seiten und übernimmt hierfür keinerlei Haftung.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung	13
1. Leopold (von) Ranke	27
2. Karl Zeumer	59
3. Otto Hintze	77
4. Hans Prutz	93
5. Franz Rühl	115
6. Richard Heuberger	135
7. Friedrich Meinecke	147
Rück- und Ausblick	167
Quellen- und Literaturverzeichnis	179
Siglen- und Abkürzungsverzeichnis	187
Abbildungsverzeichnis	189
Personenregister	191

Vorwort

Für jeden, den es trifft – dramatischer Verlust an Sehkraft, ein trotz aller Fortschritte der modernen Ophthalmologie nicht aufzuhaltender Erblindungsprozess oder gar völlige Blindheit –, ist es ein gravierender Eingriff in die Lebensplanung, in die soziale und berufliche Stellung, in die Psyche. Der Mensch ist, jedenfalls in der „zivilisierten“ Welt, elementar auf seine Sehkraft angewiesen – elementarer als auf seine Riech- oder seine Hörfähigkeit.

Das gilt in ganz besonderer Weise für Wissenschaftler, die von ihrer Profession her auf das kontinuierliche Lesen von Fachliteratur und von geschriebenen Quellen oder auf das Einschätzen bildlicher Zeugnisse angewiesen sind: also auf Geistes- und Kulturwissenschaftler jeglicher (historischer oder philologischer) Ausrichtung und auf Kunsthistoriker, Archäologen, Ethnologen und Buchwissenschaftler als Vertreter einiger bild- und gegenständlich orientierter Disziplinen. Das vorliegende Buch fokussiert sich auf die Berufsgruppe der Historiker und geht der Frage nach, wie betroffene Angehörige mit dem in der Regel irreparablen Verlust an Sehkraft und einem (häufig) irreversiblen Erblindungsprozess umgehen. Solche Vorgänge berauben sie ja eines zentralen Bestandteils ihrer beruflichen Voraussetzung und zwingen sie stärker als „normale“ Menschen, sich auf Neues einzulassen: die Fähigkeit des Zuhören-Könnens zu erlernen und sich eine bislang unbekannte Schrift und andere Hilfsmittel anzueignen, sich von Dritten abhängig zu machen, das Gedächtnis neu und andersartig zu trainieren, eine Mnemotechnik zu entwickeln und anderes mehr.

Nach dem WHO-Report von 2004 (*Global data on visual impairment*), der, soweit er Europa betrifft, auf Erhebungen in sieben Ländern beruhte

(ohne Deutschland) und dann für Deutschland hochgerechnet wurde¹, beläuft sich die Zahl blinder Menschen in Deutschland auf 164.000 (0,2 % der Gesamtbevölkerung), die sehbehinderter Menschen auf 1.066.000 (1,3 %). In Deutschland erblinden jährlich ca. 10.000 Menschen neu. Der Anteil der unterschiedlichen Berufsgruppen – also etwa der Hochschul-lehrer – wird in solchen Statistiken selbstredend nicht ausgeworfen. Aber dass unter den mehr als 1,2 Millionen blinden bzw. hochgradig sehbehinderten Menschen sich auch etliche Tausend Universitätsdozenten oder Wissenschaftler an außeruniversitären Forschungseinrichtungen befinden, liegt auf der Hand. Die Zahlen für Deutschland „kranken“ freilich allein schon daran, dass sie lediglich hochgerechnet wurden und in Deutschland verlässliche Statistiken – zum großen Unmut der Interessenverbände – nicht zur Verfügung stehen. Auch der Versuch, eine DDR-Statistik nach dem Mauerfall auf das vereinigte Deutschland hochzurechnen (ca. 150.000 blinde, ca. 500.000 stark sehbehinderte Menschen für die Zeit um 1990), kann kaum als zuverlässig eingestuft werden; schon die erheblichen Unterschiede zur WHO-Studie legen diesen Verdacht nahe. Auch die Hochrechnung der Blindengeldbezieher in Nordrhein-Westfalen im Jahr 1997 auf die ganze, also die alten und die neuen Länder umfassende Bundesrepublik Deutschland – 133.600 Blinde – ist methodisch anfechtbar, bestätigt aber wenigstens die Tendenz. Vergleichbare Statistiken für frühere Epochen, hier vor allem das ausgehende 19. und beginnende 20. Jahrhundert, stehen, kaum überraschend, nicht zur Verfügung.

Zu allem Überfluss „leiden“ die genannten Statistiken daran, dass in der Bundesrepublik Deutschland die Kriterien für „hochgradige Sehbehinderung“ und „Blindheit“ andere sind als in der WHO-Studie und als in der DDR-Statistik. Nach deutschem Recht, das strenger ist als die Blindheitskriterien etwa der USA und Australiens oder als die WHO-Kriterien, gilt als „blind“ ein Mensch, der mit dem besser sehenden Auge selbst mit Hilfsmitteln nicht mehr als 2 % dessen sieht, was ein Mensch mit normaler Sehkraft sieht; als „hochgradig sehbehindert“ gilt als

¹ Bernd Bertram, Blindheit und Sehbehinderung in Deutschland: Ursachen und Häufigkeit, in: Der Augenarzt Jg. 39 (2005), Heft 6, S. 267–268.

Grenzwert 5 %. Diese Definitionen² spiegeln die allgemein gebräuchlichen Zahlen, die aber mit der logarithmischen Sehschärfenskala der Ophthalmologen nicht identisch sind³. Wie auch immer: Der hier in Rede stehenden Zeit waren sie völlig unbekannt, das Etikett „blind“ wurde von Zeitgenossen auch auf Personen angewandt, die zwar extrem sehgeschwach waren, deren Augen aber möglicherweise von dem Schwellenwert 2 % ein ganzes Stück entfernt geblieben waren. Das gilt auch für einige der hier vorgestellten Historiker, weswegen der Begriff „Blindheit“ *cum grano salis* zu verstehen ist und zwar nicht in (eher verwirrende, weil metaphorische Konnotationen einschließende) Anführungszeichen gesetzt wurde, aber mitbedacht werden muss.

Die kleine Schrift, die hier vorgelegt wird, entstand, nachdem sie danklich eine längere Vorlaufzeit hatte, seit dem Frühherbst 2019 und wurde durch die Corona-Krise um etliche Monate zurückgeworfen, in denen nicht nur die Bibliotheken, sondern auch die Archive für den Publikumsverkehr geschlossen waren. Das Covid-19-Virus und die noch lange nicht absehbare Rückkehr zu „normalen“ Reise- und Forschungsbedingungen verhinderten es auch, allen Spuren in Gestalt von Nachlässen dritter Personen, die mit den unmittelbar Betroffenen in mehr oder weniger engem Kontakt standen, nachzugehen. Den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Archive in Berlin, Bonn, Göttingen, München und Jena – ich nenne hier besonders Constanze Mann, Arno Mentzel-Reuters und Thomas Breitfeld – bin ich für ihre freundliche Unterstützung zu großem Dank verpflichtet; coronabedingt wurden mir in fast allen Fällen Scans der einschlägigen Archivalien zur Verfügung gestellt. Ferner gilt mein Dank den Einrichtungen – in einem Fall auch einer privaten Rechteinhaberin –, die mir erlaubten, Fotos aus ihren Bildbeständen zu reproduzieren. Ich danke ebenso den Archiven, Bibliotheken und Universitätsinstituten, die mir Auskünfte erteilten, in den meisten Fällen

² Vgl. das entsprechende Zahlenmaterial des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbands: <https://www.dbsv.org/zahlen-fakten.html#wozahlen> (Zugriff am 27. März 2020).

³ Die augenärztliche, dezimale logarithmisch gestaffelte Sehschärfenskala benennt als Richtwert für Blindheit 0,02, für hochgradige Sehbehinderung 0,05–0,02 und für Sehbehinderung allgemein $\leq 0,3$.

Fehlanzeigen. Etliche Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich im Laufe der Zeit über das Thema sprach, haben mir wichtige Hinweise gegeben; ich nenne hier namentlich Renate Wittern-Sterzel (Erlangen), Stefan Rebenich (Bern), Wolfgang Neugebauer (Berlin), Jürgen Osterhammel (Freiburg), Thomas Olechowski (Wien), Martin Rohrbach (Tübingen), Martin Espenhorst (Gehrde) und Bjoern Biester (Frankfurt/Main). Ganz besonderer Dank gebührt den Ophthalmologen, die einem Laien mit sachkundigem Rat beistanden – so schwierig es ist, aus unpräzisen, nicht-fachmännischen und lange zurückliegenden Quellenbelegen eine retrospektive Diagnose zu erstellen. Der Würzburger Emeritus Franz Grehn, einer der maßgebenden Glaukom-Forscher unserer Tage, war bei der Identifizierung der Komponenten, die zu einer Erblindung bzw. hochgradigen Sehstörung der Protagonisten führten, eine unschätzbare Hilfe; ihm gilt mein warmer Dank für seine „Lust“, sich auf dieses Terrain zu begeben. Und ebenfalls ganz besonders dankbar bin ich dem Kollegen Hans-Peter Heinz (Mainz), der nicht nur einige wichtige Hinweise gab, sondern der als „Betroffener“ auch seine Bereitschaft erklärte, mich einen Blick auf die Probleme und die Psyche von blinden Menschen werfen zu lassen. Nicht zuletzt danke ich dem Verlag und namentlich dem Leiter der Lektoratsabteilung Geschichte/Politik/Gesellschaft Peter Kritzinger für sein spontanes Interesse an dem Thema und für die sorgfältige Begleitung des Herstellungsprozesses und der Lektorin Rieke Barbek für ihre akribische Durchsicht des Manuskripts und manche Hinweise. Meine Frau Małgorzata Morawiec war nicht nur, wie stets, die erste kritische Leserin des Entwurfs dieses Buches, sondern sie erstellte auch die Druckvorlage – sie weiß, wie viel mir das bedeutete.

In einem Brief an Bismarck hat der 82-jährige Ranke 1877 den klassischen, geradezu zu einer stehenden Redensart gewordenen Satz ausgesprochen, er habe immer geglaubt, „dass der Historiker alt werden muss“, um seinem Sujet, der Vergangenheit, gerecht werden zu können. Was macht heute ein Historiker mit dem Alter – anders als der Berliner Großmeister, der eine vielbändige Ausgabe „letzter Hand“ seiner Schriften (*Sämtliche Werke*) betrieb und mit der *Weltgeschichte* ein von der ersten Stunde an problematisches Unternehmen startete, dem nur *ein* Schicksal beschieden sein konnte: ein Torso zu bleiben? Entweder er

schreibt eine (vielleicht gar mehrbändige) von den intellektuellen Erfahrungen eines langen Lebens durchtränkte und als abschließend konzipierte Monographie, eine Biographie etwa eines der Großen unserer Geschichte oder des Fachs, oder er wendet sich, befreit von dem Ballast und entronnen dem „Zwang“, auf karrierefördernde oder karrierehemmende Rezensionen achten zu müssen, Themen abseits des *mainstream* der Forschung zu, die er „schon immer einmal“ bearbeiten wollte. Ich habe mich für den zweiten Weg entschieden: Nach der *Abgebrochenen Forschung* lege ich hier ein zweites Buch vor, das sich – vermeintlich – in der Peripherie des Fachs ansiedelt, das aber, wie ich glaube, wissenschaftsgeschichtlich(es) Neuland erschließt.

Mainz, im Herbst 2020

Heinz Duchhardt

Einleitung

Wenn, wie es mein akademischer Lehrer Ludwig Petry in seiner Abschiedsvorlesung vor etlichen Jahrzehnten formulierte, „der Mensch [...] Aufgabe des Historikers“ sei¹ und er damit eine Grundtatsache sich wandelnder Geschichtsschreibung festgehalten wissen wollte, dann zählen zu Facetten des Mensch-Seins neben kultureller Prägung und beruflicher Tätigkeit, Selbstbildern und Weltbildern, der Einbettung in soziale und familiäre Strukturen, Lesen und Hören und vielem anderem mehr selbstredend auch Phänomene wie Krankheit² und Umgang mit dem Tod. In der Medizingeschichte und der Krankheiten in ihrer Wertigkeit ererkennenden allgemeinen Geschichte standen und stehen – auch vor dem Hintergrund der Covid-19-Krise – die Seuchen und der „Export“ von Krankheiten im Fokus des Interesses: Die Schwarze Pest und die vielen anderen Pestepidemien finden Interesse, die verschiedenen Varianten der Grippe („Spanische“, „Asiatische“), die Malaria, um nur einige Beispiele zu benennen. „Normale“ Erkrankungen oder Behinderungen, die nicht zwingend zum Tod führten und führen, spielen in diesem wachsenden Segment der Geschichtsforschung dagegen bislang nur eine marginale Rolle. Dazu zählt letztlich auch das Phänomen der Erblindung von Menschen ohne signifikanten äußeren Anlass. Auch wenn in literarisch anspruchsvoller Form das Phänomen einer epidemischen, also flächendeckenden

¹ Ludwig Petry, *Der Mensch als Aufgabe des Historikers*, Wiesbaden 1973.

² Petry hat in dieser kleinen Schrift bemerkenswert engagiert für die Einbeziehung medizinischer und naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in die Arbeit des Historikers plädiert: S. 4ff.

Erblindung einmal konstruiert wurde³: Erblindung war immer ein individuelles Problem, nie das einer ganzen Gesellschaft, nie ein epidemisches.

Das Buch ordnet sich ein in einen noch jungen Zweig der modernen Geschichtswissenschaft, den man – auch in Deutschland! – mit dem Begriff „Disability History“ bedacht hat. Sie versteht „Behinderung“ zwar auch als eine Kategorie „psychischer oder physischer Alterität“, aber darüber hinaus als eine soziokulturelle Konstruktion⁴, als eine „analytische Kategorie, um grundlegende gesellschaftliche Ordnungsprinzipien zu erkunden“⁵. Behinderung im Sinn von „Anderssein“, im Sinn eines kontingenten Typus von gesundheitsrelevanter Abweichung, wird, so der Forschungsstand, im Gesellschaftssystem hergestellt⁶. Nachdem in den angelsächsischen Ländern die „Disability Studies“ schon seit geraumer Zeit wachsende Bedeutung erlangt haben und in den Rang einer Subdisziplin der Geschichtswissenschaft aufgestiegen sind, befindet sich dieser Forschungszweig in Deutschland eher noch in seiner Formationsphase und erst auf dem Weg, sich zu einer allgemeinen Analyse-kategorie der Geschichtswissenschaft zu etablieren⁷. Immerhin beschäftigt sich in Bremen bereits seit 2007 eine zeitweise von der Deutschen Forschungs-

³ José Saramago, *Ensaio sobre a Cegueira*, 1995, dt. *Die Stadt der Blinden*, Reinbek 1997. Der Roman wurde auch verfilmt, das Sujet sogar in eine Oper überführt. Vgl. den Wikipedia-Eintrag [https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Stadt_der_Blinden_\(Roman\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Stadt_der_Blinden_(Roman)) (Zugriff am 27. März 2020).

⁴ Vgl. Patrick Schmidt, *Diskursgeschichtliche Rekonstruktion eines „verborgenen“ Themas: Behinderungen und behinderte Menschen in Zeitungen und Zeitschriften des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: *Jenseits der Haupt- und Staatsaktionen: Neue Perspektiven auf historische Periodika*, hrsg. von Bernd Klesmann/Patrick Schmidt/Christine Vogel, Bremen 2017, S. 217–239, hier S. 217 mit Anm. 1 (Lit.).

⁵ So Anne Waldschmidt, *Warum und wozu brauchen die Disability Studies die Disability History?*, in: *Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hrsg.), Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte*, Bielefeld 2009, S. 13–27, hier S. 24.

⁶ Waldschmidt, *Warum und wozu*, S. 17.

⁷ So eins der Ziele; vgl. *Elsbeth Bösl, Was ist Disability History?*, in: *Bösl/Klein/Waldschmidt, Disability History*, S. 29.

gemeinschaft und aus Mitteln der Exzellenzinitiative geförderte Arbeitsgruppe („Homo debilis“) mit der Geschichte behinderter Menschen in der Vormoderne⁸. Dass bei der Untersuchung von „Disability“ im Lauf der Geschichte und im Spiegel der unterschiedlichsten Quellen die Blindheit bzw. die Erblindung und ihre Behandlung nicht vernachlässigt werden dürfen, haben die ersten statistischen Befunde zu Zeitungen und Zeitschriften der Frühen Neuzeit bereits erwiesen⁹. Auch dass ein renommiertes Aufklärer wie Diderot am Beispiel des Blindgeborenen von Puisaux und des blinden Oxforder Mathematikers Nicholas Saunderson in seiner Schrift *Lettre sur les aveugles* (1749) zu einer umfassenden philosophischen Betrachtung über die Zusammenhänge von „Wahrnehmung“ ausholte¹⁰, veranschaulicht, wie sehr die Blindheit integraler Bestandteil schon des frühneuzeitlichen Diskurses über „Disability“ war. Das sind freilich nur erste Befunde, denn die eigentliche Forschung zum Blindheits-Phänomen steht noch ziemlich am Anfang. Insofern überrascht es auch kaum, dass in einem repräsentativen Sammelband aus dem Jahr 2009¹¹ und in dessen Forschungsberichten die Thematik blinder bzw. erblindeter und hochgradig sehschwacher Menschen noch nicht berücksichtigt worden ist.

Die Einbeziehung „blinder“ Menschen in das Forschungsdesign der „Disability History“ legt sich auch deswegen besonders nahe, weil sie konsequent den Ansatz zu verfolgen beabsichtigt, „Menschen mit Behinderungen explizit als handelnde Subjekte“ aufzufassen¹². Hierfür sind „Blinde“ – auch und gerade die betroffenen Wissenschaftler, die hier behandelt werden – ein geradezu idealtypisches Forschungsfeld: Eine Kohorte von Menschen, die bis zum Beginn ihrer „Behinderung“ nie ausgegrenzt, sondern integraler, sogar prominenter Bestandteil ihrer

⁸ Vgl. <https://www.homo-debilis.de> (Zugriff am 27. November 2020).

⁹ Schmidt, *Rekonstruktion*, S. 224 und 227.

¹⁰ Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Brief_über_die_Blinden_zum_Gebrauch_für_die_Sehenden (Zugriff am 21. Juni 2020).

¹¹ Bösl/Klein/Waldschmidt, *Disability History*. Die ersten wegweisenden amerikanischen Forschungsbände, etwa der Sammelband von Paul Longmore und Lauri Umansky, erschienen ein knappes Jahrzehnt früher.

¹² Elsbeth Bösl, *Was ist Disability History?*, S. 30.

jeweiligen Gesellschaft waren und auch nach ihrer Erkrankung handelnde Subjekte blieben. Die Behinderung bei dieser Kohorte von Menschen mündete in etlichen Fällen in das gerade Gegenteil von „gesellschaftlicher Ausgrenzung“ und von Diskriminierung.

Im metaphorischen Sinn spielen die Augen im Übrigen, nicht selten sogar als Ansatz, Geschichte von einzelnen Organen und Fähigkeiten her zu gliedern, in der Historiographieggeschichte eine nicht zu unterschätzende Rolle. Wilhelm Heinrich Riehl beispielsweise hat seine Durchblicke durch die Menschheitsgeschichte unter die beiden Parameter „Das landschaftliche Auge“ und „Das musikalische Ohr“ gestellt; Heinrich von Treitschke hat das Gemüt in die nationale Sphäre verwiesen, während Ohr und Auge Weltbürger seien; und Friedrich Heer sah in Luthers Reformation das Ohr über das Auge siegen¹³. Die Sinnesorgane mit dem Auge an der Spitze, Gesichts- und Gehörsinn als Messlatten geschichtsphilosophischer Reflexionen – das mag, die zitierten Autoren lassen das ahnen, ein aufregender kulturalistischer Ansatz der Vergangenheit gewesen sein, der vielleicht aber nicht mehr bei allen nüchternen Historikern der Gegenwart auf Gegenliebe stoßen wird.

*

Die hier vorgelegte Studie, die in der einen oder anderen Hinsicht auch einen autobiographischen Hintergrund – der zeitweise nicht auszuschließende Verlust der Sehkraft des einzigen intakten Auges – hat, widmet sich einer Kohorte von (deutschen) Historikern, die zwischen dem ausgehenden 19. Jahrhundert und der Mitte des 20. Jahrhunderts von Erblindung betroffen wurden – „Erblindung“ jetzt immer verstanden im Sinn des oben Gesagten, also auf zeitgenössische Formulierungen zurückgreifend und auch hochgradig sehschwache Fälle mit einschließend. Die Beschränkung auf eine bestimmte disziplinär definierte Gruppe gründet in der fachlichen Vertrautheit des Autors mit der Geschichtswissenschaft; „Fälle“ aus anderen, auch solchen nahe an der Geschichte stehenden Fächern wie etwa der germanistischen Sprachgeschichte

¹³ Vgl. Petry, *Der Mensch*, S. 3.

(Friedrich Kluge¹⁴) oder der Religionswissenschaft (Hermann Usener¹⁵) bleiben ausgeklammert. Beispiele aus früheren Epochen – so etwa August Ludwig (v.) Schlözer¹⁶ – wurden ebenfalls nicht berücksichtigt, weil sie eher noch der medizinischen „Vormoderne“ zuzurechnen sind und weil diese kleine Studie ohnehin nicht auf Vollständigkeit angelegt ist. Dass das Tableau der untersuchten Fälle um einen österreichischen Historiker erweitert wurde, gründet in der Exzeptionalität dieser Biographie: nämlich einer nicht mehr zu behebenden Totalblindheit eines Auges bei gleichzeitig extrem geringer (und am Ende kaum noch zu messender) Restsehkraft des zweiten Auges. Diese Konstellation hatte sich in ganz jungen Jahren eingestellt und sollte ein Leben ein halbes Jahrhundert lang begleiten.

Die gewählten Beispiele, die neben einigen „Prominenten“ auch eher unbekannte Hochschullehrer betreffen, die man selbst in einem Referenzwerk wie der *Neuen Deutschen Biographie* vergeblich sucht, siedeln sich an zwischen zwei in ihrer Bedeutung für die deutsche und internationale Geschichtswissenschaft kaum zu überschätzenden Persönlichkeiten, zwischen Leopold (von) Ranke und Friedrich Meinecke. Das heißt nicht, dass seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, seit Meineckes Tod, trotz der rasenden Fortschritte der modernen Augenheilkunde Fälle von extremer Beeinträchtigung der Sehkraft und von Blindheit mit den entsprechenden Auswirkungen auf die berufliche Tätigkeit völlig verschwunden wären. Die Diskretion gebietet es allerdings, von der Behandlung solcher Schicksale, von denen mir im Verlauf meiner akademischen Laufbahn rund ein halbes Dutzend direkt oder indirekt begegnet sind, abzusehen und mich stattdessen auf Beispielfälle aus dem oben

¹⁴ Schönes Charakterbild aus der Sicht eines Hörers: Hans Herzfeld, *Aus den Lebenserinnerungen*, Berlin/New York 1992, S. 92f.

¹⁵ Vgl. Bjoern Biester, *Der innere Beruf zur Wissenschaft: Paul Ruben (1866–1943). Studien zur deutsch-jüdischen Wissenschaftsgeschichte*, Berlin/Hamburg 2001, S. 83.

¹⁶ Martin Peters, *Altes Reich und Europa: Der Historiker, Statistiker und Publizist August Ludwig (v.) Schlözer (1735–1809)*, Münster/Hamburg/London 2003, S. 431, der allerdings von „beinahe erblindet“ spricht.

genannten Zeitraum zwischen den 1870er und den frühen 1950er Jahren zu beschränken.

Dabei stößt der Historiker freilich rasch an Grenzen, die die Quellenverfügbarkeit setzen. Von den hier behandelten Historikern ist von zweien – Karl Zeumer und Hans Prutz – nach Ausweis des zentralen Verzeichnisses der in deutschen Archiven und Bibliotheken niedergelegten Nachlässe¹⁷ und des Kalliope-Verbundes zur Erschließung von Archivbeständen und Nachlässen überhaupt kein wissenschaftlicher und/oder persönlicher Nachlass auf uns gekommen. Der Nachlass Leopold von Ranke ist, soweit er nicht von den Erben unmittelbar nach Rankes Tod in die Vereinigten Staaten verkauft worden war, zu einem erheblichen Teil, also des Bestandes, der im Berliner Geheimen Staatsarchiv lagerte, im Zweiten Weltkrieg den Flammen zum Opfer gefallen. Allerdings war ein Großteil seiner Briefe, Aufzeichnungen und Selbstreflexionen schon vorher gedruckt worden. Aber es gibt wesentliche Teile des schriftlichen Nachlasses, die nach wie vor in den Magazinen der Berliner Staatsbibliothek unverzeichnet ruhen, die für den Zweck dieser Studie indes nicht eingesehen werden konnten, sofern die Erbverwalter überhaupt eine Benutzungserlaubnis erteilt hätten. Die Wahrscheinlichkeit, Material zur rasch voranschreitenden Minderung der Sehkraft Rankes dort zu finden, muss, wie unten weiter ausgeführt werden wird, als äußerst gering eingeschätzt werden. Ein Nachlass Franz Rühl findet sich in der Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, scheint aber für die hier interessierenden Fragen kaum Material zu enthalten. Lediglich bei Friedrich Meinecke, dessen Nachlass inzwischen zur Gänze in die Obhut des Berliner Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz übergegangen ist, ist die Quellenlage einigermaßen befriedigend; das gilt im Blick auf Meineckes Korrespondenz und die Berichte Dritter, schließt allerdings (leider) nicht die medizinischen Befunde ein. Auch der Briefwechsel seiner Frau mit engen Freunden und Mitarbeiterinnen, der zum Teil in Nachlässen dritter Personen liegt, kann mit Erfolg herangezogen werden. Otto Hintze und Richard Heuberger sind so gut – auch durch Zitate aus

¹⁷ <https://www.bundesarchiv.de/nachlassdatenbank/> (Zugriff am 14. Januar 2020).

den medizinischen Gutachten – aufgearbeitet, dass ein Rückgriff auf deren (an sich gut erschlossene) Nachlässe verzichtbar war. Da außer einem Nachlass sich auch die Personalakten des Königsbergers Prutz nicht erhalten haben, allerdings teilweise aus der archivalischen Überlieferung des Preußischen Kultusministeriums rekonstruiert werden können, und zu allem Überfluss die drei aktenmäßig relativ wenig erschlossenen Historiker Prutz, Rühl und der Berliner Zeumer zu Lebzeiten auch keine autobiographischen Zeugnisse zum Druck befördert haben, muss die Quellenlage zu ihnen als alles andere denn optimal bezeichnet werden. Zudem haben, anders als etwa bei Georg von Below¹⁸, in keinem der Fälle die Ehefrauen den Verstorbenen posthum biographisch gewürdigt. Es ist – im Unterschied insbesondere zur französischen Geschichtswissenschaft – ohnehin auffällig, wie selten deutsche Historiker Autobiographisches veröffentlichen. Ausnahmen wie die in dem zweibändigen Werk *Die deutsche Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen* aus den mittleren 1920er Jahren mitgeteilten Selbstreflexionen bedeutender (und auch weniger bedeutender) Historiker, die (lange Zeit nach den Ereignissen zu Papier gebrachten) Erinnerungen Friedrich Meineckes an seine frühen akademischen Jahre, die Erinnerungen eines Außenseiters wie Gustav Mayer oder ein (freilich nur auf die Kindheit bezogenes) Buch wie Hermann Heimpels *Die halbe Violine* über seine „vorwissenschaftlichen“ Jahre in München bestätigen nur die Regel. Die Kliniken, in denen sich einige der Protagonisten (mutmaßlich) behandeln ließen (Berlin, Königsberg, Jena, München) – es ist aber keineswegs in allen Fällen bekannt, in die Obhut welcher Kliniken sich die fraglichen Personen begaben! –, konnten, sofern sie auf entsprechende Anfragen überhaupt reagierten, keine einschlägigen Materialien in Gestalt von Patientenakten ermitteln. Immerhin finden sich ophthalmologische Gutachten an bestimmten „Brennpunkten“ in den Akten der Universität (Zeumer, derzeit aber nicht benutzbar) bzw. des Berliner Kultusministeriums (Prutz, Rühl), die indes nicht immer die ganze Krankengeschichte wiedergeben. Das methodische – und letztlich auch theoretische – Problem, retrospektiv aus dünnen eigenen Angaben oder aus Beobachtungen

¹⁸ Minnie von Below, Georg von Below: Ein Lebensbild für seine Freunde, Stuttgart 1930.

dritter Nichtfachleute eine wirkliche Diagnose zu stellen, ist eminent schwierig, so dass sich der Historiker hin und wieder auch damit begnügen muss, es bei (durch ophthalmologische Expertise abgesicherten) Vermutungen zu belassen. Aber solche Schwierigkeiten gehören zu seinem Tagwerk und zugleich zu seinen Herausforderungen. Vor allem Nachrufe und die Erinnerungen enger Mitarbeiter sorgen in gewissen Grenzen für einen Ersatz und machen eine solche Studie überhaupt erst möglich.

Aber es geht im Folgenden nicht nur um – möglichst belastbare – retrospektive Diagnosen einer oder gar mehrerer schwerer Augenerkrankungen, sondern immer auch darum, wie die betroffenen Gelehrten ihrem Schicksal, zu erblinden oder dem Zustand der Blindheit gefährlich nahe zu kommen, zu trotzen gesucht haben: durch optische Hilfen, um wenigstens noch einen Rest an Sehkraft „herauszukitzeln“, durch mechanische Hilfen, durch einen Personenkreis, der ihnen vorlas, für sie Recherchen vornahm und ihnen bei der Niederschrift zur Seite stand. Für diesen doppelten Ansatz stehen die beiden Schlagworte im Untertitel dieser Schrift: „Erfahrung“ und „Bewältigung“ – im Sinn von Akzeptieren einer schwerwiegenden Behinderung und dem Versuch, sie so oder so zu, mühsam auf jeden Fall, nicht in Resignation und Apathie einmünden zu lassen. Dieser (zweite) Abschnitt ist bei dem einen der nachfolgend behandelten Historiker quellenbedingt etwas umfangreicher (Ranke, auch Heuberger), bei dem anderen etwas knapper. Es ist aber ein Phänomen, dass keiner der hier vorgestellten Historiker sich in sein Schicksal gefügt hat, sondern unter schwierigsten Bedingungen weiter wissenschaftlich tätig geblieben ist. Und vielleicht ist dieser Befund ja auf alle von Blindheit bedrohten oder erblindeten Wissenschaftler verallgemeinerbar.

Zu den Herausforderungen des Historikers zählt es nicht zuletzt – das klang eben bereits an –, sich auf einem wissenschaftlichen Gebiet zurechtzufinden, das er normalerweise nicht studiert und von dessen Vielfalt, wenn nicht unmittelbar betroffen, er in der Regel keine Vorstellung hat. Das Auge ist ja eins der kompliziertesten menschlichen Organe, jedenfalls dasjenige, das mit dem Gehirn am intensivsten verbunden ist, und deswegen bietet es auf aller kleinstem Raum auch besonders viele